



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Manierierte Maler

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

nächst nicht ohne weiteres tadeln. Es muß erlaubt sein, das eine oder andere Mal die Stimmung eines Gedichtes plötzlich wie eine Saite abzureißen und nach etwas Großem plötzlich noch einen komischen Stoß aus der groben Wirklichkeit folgen zu lassen. Aber indem wir Jean Paul und Heine daraufhin betrachten, spüren wir bereits, daß wir übergehen zu der tadelnden Bedeutung des Wortes Manier. Ein Künstler, ein Dichter, dessen Fähigkeit sich in einem engeren Kreise bewegt, dessen eigentümliche Auffassungsweise sich bereits gewohnheitsweise in seiner Technik niedergelegt hat, vergift leicht, daß er mit seiner besonderen Art sich auf die entsprechenden Stoffe beschränken sollte. Er überträgt nun diese angewohnte Art seiner Technik auf Gegenstände, welche ihr fremd sind, und verknöchert mehr und mehr in dieser Technik. Und nun spüren wir überall zu viel von seiner Subjektivität heraus. Statt uns einfach an die Sache halten und sehen zu können: so ist das Leben dieser Dinge, so ist das Wesen in dieser Region der Welt, müssen wir immer seine Persönlichkeit und ihren besonderen Reizgeschmack auf uns wirken lassen. Nun sagen wir: er ist ein Manierist; und als Beispiel dienen uns da ganz vorzüglich die angeführten Dichter. Jean Paul und Heine sind ohne Zweifel Manieristen zu nennen. — Goethe, der die bekannte universale Weltweite hat, gewöhnt sich in seinen alten Tagen gewisse Sprachschönörter an, namentlich unnatürliche Superlative, woran man sogleich spürt: das ist Greisentick; auch er wird leider Gottes maniert.

Ein Maler empfindet sentimental und sieht deshalb die Farben nicht, wie sie sind, sondern wie sie seiner Stimmung entsprechen. Er liebt z. B. Blau oder Grün, Grau und bringt es hinein, wo es nicht hineingehört. Die Hand bewegt sich auf der Woge der Stimmung, am Steuer der Auffassung und wird allmählich stumpf, wenn die Stimmung, die Auffassung zur Gewohnheit wird und immer dieselben Bahnen fährt. Die Technik verhärtet sich in diesem stets wiederholten Dienst. Da sitzt einer und malt immer Linden und Kastanien, Weiden mit einem Blattwerk, dem man ansieht, daß es längst auswendig gelernt ist. Unter seiner Hand entsteht eigentlich jedesmal derselbe

Baumschlag. Einem anderen hat ein gewisses Gesicht so gefallen, daß er es überall bringt. Kaulbach gerät von einer Größe, die ihm nicht fehlt, doch stark in die Manier hinein; er verfügt über kaum mehr als sechs bis sieben Charakterköpfe, und er bringt fast immer wieder dasselbe Mädchen- und Jünglingsgesicht. Das ist maniert. Reg hat etwa zwei bis drei Köpfe. Aber wir wollen weiter zurückblicken. Bei Luini erscheint das leise Lächeln der weich gelockten Mädchen- und Jünglingsköpfe Leonardos als ein stehender Zug der Mode, als eine Affektation, als eine Manier. An den Akademien in Bologna und Rom welche Welt von Manieriertheiten schon im 17. Jahrhundert! Damals kam dort auf die maniera forte und die maniera dolce. Die von Caravaggio eingeführte maniera forte hat mit den Caracci anfangs auch Guido Reni geteilt. Sie erzielte starke Effekte mit sehr starken, schweren Schatten, scharfen Gegensätzen, herb unterschiedenen Formen, folbiger und gefekter Behandlung, und brachte am liebsten runzelige, magere Alte, bußfertige Anachoreten, heulende Eremiten mit wilden Haaren, zerfektem Gewand in düsterer, zer-rissener Landschaft. Man verwandte fürchterlich viel Kienruß. Da bekam man es zu dick und ging über zur maniera dolce. Ihr Eröffner und ihr Hauptmeister war Guido Reni. Als eine Perle ersten Rangs, als ein non plus ultra war um die Wende des vorigen und unseres Jahrhunderts allbewundert seine Himmelfahrt Marias in der Münchener Pinakothek. Diese ganze Zeit war ja noch sentimental. Jetzt aber wird der Kenner nur achselzuckend dabei verweilen, denn das ist süße Malerei mit lauter empfindsamem Aufschlag der Augen; da ist das Fleisch ganz ohne kernhafte Gesundheit, wie Schaum, wie Konditorenarbeit. Die Schatten sind grünlich, und deshalb sagte ein Italiener: Guido Reni malt mit grüner Seife. — In dieser Manier schwelgte auch besonders Carlo Dolce. Sehen Sie, wie sentimental er die Augenlider hinuntersenkft, wie er überall blaßes Blau den Schatten gibt und den Lokalton vergift! Das ist Manier.

Die maniera dolce malt fast lauter Bäume, deren Blätter wie die der Espe an langen Stielen flattern; der Baumschlag

der maniera forte hat dagegen fast immer den Charakter der Steineiche.

Barnigianino, der schlanke, gestreckte Bildung des Halses liebt und sie noch etwas übertreibt, so daß er darin oft ganz verzerrt wird, ist auch ein besonders belehrendes Beispiel für den Begriff Manier und zeigt, wie derselbe vom Statthafsten zum Unstatthafsten, zur Abweichung von der Natur und Wahrheit übergeht. —

Und nun der Begriff Stil! Er ist ein Proteus, der uns viel zu schaffen machen wird. Er hat verschiedene Bedeutungen, und man muß sie auseinanderhalten, wenn man nicht sehr konfus werden will. Das Wort kann zunächst ohne die Emphase gebraucht werden, womit man eine große Eigenschaft bezeichnet. Dann bedeutet es weiter nichts als Eigentümlichkeit, eigentümliches Gepräge, das auch charakterlos sein kann. Man versteht dann darunter nichts anderes als Manier, die Auffassungsweise eines Künstlers, wie sie sich in der Technik bekundet. So sagt man: das ist der Stil dieses Künstlers, und auch von der prosaischen Schreibweise: „le style c'est l'homme“. Eine Individualität drückt sich in ihrer Schreibweise aus. Aber ganz anders ist es, wenn wir sagen: „er hat Stil“; dann brauchen wir das Wort emphatisch.

Es ist wie im moralischen Gebiet mit dem Ausdruck Charakter. Einen Charakter hat jeder, und wäre es auch die Charakterlosigkeit. Man kann also das Wort Charakter ganz indifferent brauchen. So sagt man: der hat einen festen, der einen leichtfertigen, schlechten Charakter. Aber etwas anderes ist es, wenn man sagt: der hat Charakter. Dann ist das Wort nachdrücklich, als ein hohes Lob gemeint.

So verhält sich's nun mit dem Worte Stil. Der hat diesen, der hat jenen Stil. Aber wenn man von einem rühmt, daß er Stil hat, so meint man damit Großheit, Idealität der Auffassung, wie sie dem hochstehenden Künstler zur anderen Natur wird und unter strenger Befolgung der Kunstgesetze, die der Technik auferlegt sind, am Gegenstand die schlechthin hauptsächlichsten Züge herausgreift. — Die Ausdrücke Stil und